

Nr. 248 Bromberg, den 28. Oktober 1932.

Onkel Otto.

Ein lustiger Roman von Adolf Augustin.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Frau Antonie sitzt allein. Sie hört das lustige Leben von drüben herüberschallen und ist so traurig, so müde, wie noch nie in ihrem Leben.

Sie ist unsicher geworden, findet sich in allem nicht mehr zurecht. Ihre seelische Robustheit hat sie verloren, allmählich ist ihr das Unterscheiden von Gut und Böse, Falsch und Richtig möglich geworden.

Sie sehnt sich nach dem Gatten, wartet auf ihn. Wenn eine Tür schlägt, denkt sie, daß er kommt und mit ihm die Tochter.

Sie hat sie nicht geboren, die Dixi, aber sie hat sie doch geliebt. Ja, ja, sie hat sie geliebt. Sie weiß jetzt, jedes Lächeln, jedes zärtliche Gefühl des Kindes war ihr damals Freude.

Was ist nur aus dem Leben geworden?

Die Türe geht. Sie schrickt empor. Es ist niemand in der Küche außer ihr. Mariechen ist in ihrem Zimmer.

Im Rahmen der Tür erscheint Lina, die einstige, so tüchtige Köchin.

„Guten Tag, Madam!“

„Guten Tag, Lina!“ spricht Frau Antonie ganz freundlich. „Finden Sie den Weg auch mal zu mir?“

„Nanu... det klingt, als ob Sie verjessen haben, wie ick mal mit Sie ins Jericht gegang' bin!“

„Vergessen nicht, Lina... aber verstanden und begriffen . . . ach, es hat sich soviel geändert. Die Geschäfte gehen ruhig, sehr ruhig. Da hat man Zeit, mal nachzudenken.“

„Madam... wissen Sie, det Sie früher keene jute Frau jewesen sind?“

„Das... weiß ich nicht, Lina... aber... es muß wohl so gewesen sein.“

„Es ist so gewesen, Madam. Der Deubel war in Sie drin. Aber... mir scheint... nun ist er raus.“

Frau Antonie muß lachen.

„Kommen Sie, setzen Sie sich, Lina, und dann erzählen Sie mir mal . . . was treibt Sie hier herüber?“

„Madam... eben hat sich die Dixi mit dem Rudi verlobt.“

Frau Antonies hartes Gesicht wird ganz weich und Tränen steigen in ihre Augen.

„Die . . . Dixi . . . hat sich verlobt? Und . . . ich weiß nichts davon? Soweit . . . sind sie schon von mir fort?“

„Ganz weit, Madam . . . und wenn Sie jetzt nicht mal tüchtig ausschreiten . . . denn kriegen Sie sie nicht mehr in. Janz plötzlich kam det mit die Valobung. Und ick habe nu jedacht, eene Mutter . . . Sie haben doch die Dixi uffjezogen und lieb gehabt, det weeß ick doch... eine Mutta, die muß an dem Glückstage bei die Tochter sin. Nich wahr, det vastehn Sie?“

„Ich... soll... mit nach drüben kommen?“

„Det soll'n Sie, Madam!“

„Ich . . . kann nicht, Lina. Ich bring's nicht fertig.“

„Warum denn nich, Madam?“

„Ich . . . schäme mich so . . . vor Frank . . . vor . . . vor dem Onkel. Ich war ja so schlecht zu ihm. Das weiß ich nicht erst . . . seit . . . seit dem Tage, da ich weiß, daß er wieder reich ist . . . schon früher . . . Lina, ich kann nicht!“

„Jetzt man nich feig, Madam! Komm'n Sie, ick kommandiere, jetzt muß det Jrünseidene aus dem Schrank, det kleid't Sie so propper. Ick helfe Ihnen, und dann wird Ihn'n drüben keen Mensch schief ankieken. Det glauben Sie mich!“

Sie drängt die Zögernde förmlich in das Zimmer im zweiten Stock.

Frau Antonie kleidet sich zögernd an.

Lina macht ihr das Haar fix, brennt es. Dann bringt sie den Puder, steckt alles zurecht, daß das Kleid richtig sitzt.

„Na, wat denn, wenn Sie woll'n, sind Sie noch eine sehr hübsche Frau. Aber nur mit dem Jesichte, so fröhlich, so jut. Jetzt haben Sie so een juten Blick, der jefällt mich so jut! Also man los!“

Noch zögert Frau Antonie, noch vor dem „Ochsen“ will sie umkehren.

„Was soll ich denn sagen?“ fragt Antonie flehend „Ich... bringe kein Wort heraus!“

„Jarnischt soll'n Se sagen! Sie jehn zu die Dixi und umarmen sie, und denn findet sich det alles allein.“

*

Als Antonie plötzlich in den Saal tritt, ist alles maßlos überrascht. Die Frau spürt es, aber sie hält sich tapfer und geht auf die grenzenlos überraschte und erfreute Tochter zu und küßt sie.

„Ich . . . wünsch' dir Glück, mein Kind-“ spricht Antonie unter Weinen.

Sie hat weiter nichts zu sagen brauchen. Alles ist von selber gekommen. Sie hat Rudis Hände gedrückt. Frank ist zu ihr gekommen und hat ihr einen übermütigen Kuß gegeben, und der Onkel hat sie mit ein paar munteren, fröhlichen Worten umarmt.

Mit einem Male ist ihr alles so licht und freundlich, wie noch nie.

Aber sie muß sich aussprechen und nimmt Frank beiseite, es drängt sie förmlich.

„Morgen kommt ihr wieder herüber, Frank. Gleich früh gehen wir zum Notar und lassen alles in Ordnung bringen.“

„Du willst es, und gern?“

„Ja, Frank! Und sehr gern! Das Haus muß einen Herrn haben, und der mußt du sein. Es soll, es wird anders, Frank. Ich habe viel darüber nachgedacht. Ich war schlecht, sehr schlecht. Aber . . . wenn du jetzt zu mir hältst . . . ich denke . . . ich glaube . . . ich kann noch gut werden.“

Frank ist im tiefsten Innern bewegt.

„Ja, Frau!“ sagt er fest. „Jetzt glaub' ich's auch, daß du es kannst. Hast dich überwunden! Das ist das beste Zeichen! Wir gehen unseren Weg weiter. Er muß gut werden, Frau!“

„Ja, Frank!“

Ausklang.

Es ist gerade ein volles Jahr später.

Wieder ist eine Saison über Bad Pulkenau gerauscht, und der neue Kurdirektor hat mit seiner Betriebsamkeit, seiner Fröhlichkeit, Pulkenau im Herzen vieler Kurbesucher ein Denkmal gesetzt.

„Wir kommen wieder!" Das hört man jetzt so oft von manchem, der abreist.

Billigste Preise, größte Sauberkeit, freundlichste Behandlung und gute Unterhaltung. Dafür ist gesorgt.

In großzügiger Weise hat man neue Baulichkeiten errichtet. Man hat ein kleines Theater eingerichtet und so mancherlei.

Pulkenau ist mit der Saison sehr zufrieden.

Es ist wirklich der behagliche kleine Kurort geworden, und das Streben nach einem mondänen Weltbad, das hat es gänzlich verloren.

An einem sonnigen Herbsttage hat Dixi ihre schwere Stunde.

Onkel Otto sorgt sich. Er sitzt unter dem hohen Nußbaum und wartet mit klopfendem Herzen.

Bis endlich Rudi aus dem Hause stürzt und aufgeregt, strahlend vor Glück, zu dem Onkel sagt: „Ein Junge... ein Prachtjunge, Onkel!"

Onkel Otto faltet die Hände und sieht zu Boden. Tief atmet er auf.

Dann sagt er zu Rudi: „Komm, setz dich einmal zu mir. Ich will dir nämlich einen Brief zu lesen geben, den die Dixi als Mädel einmal wider ihren Willen versehentlich einem Briefe an mich beigefügt hat. Den sollst du heute einmal lesen."

Rudi nimmt den Brief, der schon ganz vergilbt ist.

„Liebste Tante!" liest er, von Dixis Hand geschrieben.

„Habe Dank für Deine lieben Worte. Ach, es tut mir so wohl, daß Du mich junges Ding so verstehst und ernst nimmst. Du weißt, daß ich ihn liebe, liebe von ganzem Herzen, meinen Jugendfreund, den Rudi. Ich habe so manchmal erzählen hören von der Schwärmerei in meinen Jahren und daß man dann so rasch vergißt. Ich denke immer, wenn ich meinen Rudi einmal nicht bekomme, dann ist für mich alles Glück aus. Wenn ich mit ihm nur eine Straße entlang gehe, bei jedem Wort, das er spricht, wenn er neckt oder scherzt und lacht, oder wenn er mich belehrt, immer ist eine so große, tiefe Freude in mir. Immer ist der Wunsch meines Herzens, bei ihm zu sein. Du kennst ihn noch nicht, Tantchen! Er ist groß, größer als ich, und hat so liebe, reine Augen, und ein Lachen hat er, darum beneide ich ihn so. Allen Dingen steht er klar und offen gegenüber, er ist stark und fest, und doch wie ein Kind. Das gerade macht ihn mir so lieb. Du weißt nun, liebe Tante, wie meine Eltern in Feindschaft gegen Rudis Vater stehen. Das tut mir so weh. Ich habe sie lieb, aber ich kann doch auf meinen Rudi nicht verzichten. Schwer, bitterschwer, das fühle ich, werde ich's haben, ehe mir das große Glück winkt.

Aber, wenn es kommt, dann will ich's festhalten mit beiden Händen, dann will ich meinen lieben, großen Jungen lieben Tag um Tag, Stunde um Stunde, denn ich weiß, in seinen treuen Armen bin ich geborgen für immer. Was auch kommen mag in meinem Leben, wie sich mein Weg auch biegt und wendet, ihn liebe ich und werde ich immer lieben. Ach, wenn du doch hier wärst, daß ich einen Menschen hätte, der mir hülfe! Ich wäre so glücklich!

Deine treue Dixi."

Rudi ist tiefbewegt.

„Rudi... heute sage mir, ist nicht jedes Wort des Briefes heute noch so wahr, wie vor drei Jahren?"

„Heute noch . . . und immer, das weiß ich, Onkel, und das ist ein großes Glück."

„Weißt du, daß der Brief schuld ist, daß ich hierherüber kam?" lächelt Onkel Otto.

„Wirklich, Onkel?"

„Ja . . . der Brief ergriff mich wie ein Frühlingshauch aus der blühenden Welt. Ich hatte drüben nichts als Arbeit, hatte kaum für etwas anderes Sinn und Interesse. Da kam der Brief und ergriff mich so unendlich. Was hat das, was du tust, alles für einen Sinn? fragte ich mich. Was war dein Leben und Schaffen wert . . . ohne die Liebe? Ich wußte, was mir fehlte. Ich sehnte mich darnach. Ich wußte mit einem Male, daß ein Wort der Liebe, ein einziger Blick, mehr wert sein kann als Millionen. Ich... war zu alt... um noch einmal Frauenliebe zu empfangen. Aber das Kind, das gläubige Kind mit der großen Liebe im Herzen..., das sollte das Glück finden. Mich zwang's förmlich dazu . . . Geh'... fahr' über den Ozean in die Heimat... sorge, daß sie das Glück findet. Deswegen habe ich drüben alles aufgegeben... deswegen kam ich...!"

„Um das Glück zweier Menschen ging dir's!" spricht Rudi leise.

„Um euer Glück... wahr und wahrhaftig! Aber jetzt komm'... wir wollen zu deinem Prinzen gehen!"

Mit glücklichem Lachen treten sie in das Haus.

Und der alte Nußbaum sang auch dem neuen Erdenbürger sein urewiges Lied in die Wiege.

Das ist die einfache Geschichte vom Onkel Otto.

— Ende. —

Flucht.

Skizze von Lotte Krieser-Hannover.

Am Nachmittag fanden Iris und Christian einen Bauernhof. Sie näherten sich ihm von der Flußseite. Die Erntegeräte lagen bunt durcheinander. Alles zeugte von der überstürzten Flucht vor den Russen. Die schwere Tür des Haupthauses war verschlossen. Die Fenster lagen hoch, aber es konnte nicht allzu schwierig sein, eines einzudrücken. Christian sah sich nach der besten Gelegenheit dazu um. Aber Iris zog ihn zu den Ställen hinüber.

Hier waren die Türen nur eingeklinkt. Sie traten ein. Zum ersten Male seit der Flucht fühlte Iris wieder Wände um sich. Es war, als würfe sich auf einmal alles mit neuer Wucht über sie.

Seit gestern schien die Zeit in die Ewigkeit gestürzt — hatte es je etwas anderes gegeben als Flucht, Angst, Tod? Wann war es gewesen, daß Christian sie von dem toten Vater fortzog? Jeder Schritt, den sie zu ihrer Rettung vorwärts tat, ließ ihn einsamer zurück.

Aber während sie lief und sich duckte und wanderte und sich verbarg, immer lagen ihre Knie im Straßenstaub neben der Leiche des Vaters, und ihre Hände wollten beten — aber Gott war fort aus seinen Himmeln, geflohen war er bis zu den äußersten Enden der Erde. Niemals würde sie ihn wiedersehen. Eine Herberge war Gott, die man nie erreicht.

Es war eine unendliche Müdigkeit über ihr, als sie jetzt dastand und mit leeren Augen zu Christian herübersah. Er untersuchte den Stall und schleppte eine Leiter heran, die er zum Heuboden hinauflegte. Er rüttelte daran, ob sie feststände! „Komm, Iris!" sagte er. Sie stiegen hinauf.

Der Boden lag noch halb voll von Heu. Das Dach hatte zwei Fenster, das eine war mit Brettern verstellt. Christian rückte sie zur Seite. Man konnte jetzt über die flache, regennasse Erde sehen. Ein paar Pappeln standen wie Ausrufezeichen in der mattsilbernen Landschaft.

„Willst du hier bleiben, Iris?" fragte Christian. „Dann nehme ich die Nordluke."

Sie nickte — ihre Augen kamen nicht von der regennassen Ferne los. Christian ging nach der anderen Seite. Die Nordluke saß hoch in der Wand — er schichtete das Heu zu einem Berg davor auf. Ein paar Schwalben, die in den Balken zu nisten schienen, flogen auf, flatterten um Iris.

Christian sah zum Fenster hinaus. Er überblickte den Hof — auch nach Norden zu verdehnte sich das Land flach in den Horizont. Die Bäume warfen lila Schatten in den langsam dahinziehenden Strom. Der junge Mann nahm den Revolver aus der Tasche. Die Waffe war altmodisch, sie zog ihm die Hosentasche schwer herunter.

„Siehst du etwas, Iris?" rief er zu dem Mädchen herüber.

Seine Stimme fing sich in den hohen Dachbalken. Das Mädchen drehte sich zum ersten Male zu ihm um. Es hatte lange blonde Zöpfe, die sich halb gelöst hatten. Mechanisch begann Iris sie jetzt zu flechten. „Nichts, Christian", sagte sie leise. Dann erinnerte sie sich an die Entfernung, die zwischen ihnen lag, und wiederholte noch einmal lauter: „Nein, Christian, nichts . . ."

Sie hatten seit vierundzwanzig Stunden nur leise miteinander zu sprechen gewagt.

Nichts Verdächtiges zeigte sich. Christian verließ seinen Platz und ging zu Iris hinüber. Aus den Winkeln des Dachbodens begannen die Schatten zu kriechen.

Das Mädchen stand unbewegt vor dem Fenster, das Gesicht blaß bis in die Lippen, die Augen sehr dunkel.

„Müde, Iris?" fragte der Junge.

Sie schüttelte langsam den Kopf. Sie schien ihm fremd. Sie waren von Kindheit an Spielgefährten — vor einem Jahr oder zweien hatten sie sich noch geprügelt.

„Hast du Hunger, Iris?" fragte er leise. Um ihre Lippen zuckte es — aber sie schüttelte wieder den Kopf. Ihm war elend zumute.

„Ich will sehen", sagte er. „Wir müssen etwas essen, wenn wir heute nacht durchwandern wollen. Bleibst du hier?" Es war kaum eine Frage. Er begann schon Heu herbeizuschleppen. „Du kannst dich hinlegen. So kannst du auch aus dem Fenster sehen. Geh auch mal an das andere, ja? So, siehst du —"

„Und du, Christian?"

Er wurde rot. „Du brauchst dich nicht zu fürchten, Iris. Ich bin bald wieder da. Ich glaube nicht, daß sie bis hierhin gekommen sind."

Eine Falte erschien zwischen ihren Brauen. „Ich fürchte mich nicht", sagte sie. „Doch laß mir den Revolver da!"

„Aber — Iris!"

„Du mußt — soll ich ihnen so in die Hände fallen?" Sie stand steil vor ihm. Ihre Augen brannten.

„Ich muß tun, was sie will", dachte er. „Sie ist ganz hin. Arme Iris!" Er legte ihr die kalte Waffe in die Hände. „Liebe Iris —" sagte er warm.

Sie nickte zögernd. „Geh nur jetzt, Christian!" sagte sie.

Er stieg langsam die Leiter hinunter. Unten umfing ihn der warme Stalldunst. Es roch noch nach trockenem Mist. Daß keine Tiere mehr da waren! Es hätte Iris getröstet . . .

Das Mädchen lag im Heu vor der Luke. Die Dämmerung löste alle Linien und begann die Dinge ineinander zu schatten. Plötzlich flog eine Schwalbe wieder auf und kreiste in niedrigen Flügen über dem Boden. Geisterhaft sah es aus. „Vogel des Todes", würde Mascha sagen — wo war Mascha?

Vielleicht lag sie auf ihren Knien vor Schränken und Truhen und nahm, was ihr gefiel. Ein anderes Gesicht hatte Mascha bekommen, seit man auf die Russen wartete. Das Gesicht, das über Iris' Kindheit gewacht hatte, war fort, nebelhaft aufgelöst, als sei es nie Wirklichkeit gewesen. Gefährlich, fremd schimmerte es unter der getrübten Oberfläche herauf.

Iris fühlte ihr Blut mit kleinen Hämmern in ihren Ohren klopfen. Alles war von ihr gerückt. Wieviel kleine, zärtliche Namen hatte sie für ihren Vater gehabt! Nun flatterten sie wie lose Blätter durch die Luft, die sich irgendwo zur Ruhe legen. Keines wagte sie ihm mehr zu schenken. Nun im Tod war es nur noch „der Vater", der am Straßenrand lag. So kam der Tod zu ihm. Die Luft summte von einer verirrten Kugel. Da warf er die Arme hoch und drehte sich einmal um sich selbst in einem unheimlich-lächerlichen Tanzschritt — dann sackte er in sich zusammen, mit dem Gesicht in den weichen Lehm. Sie drehten ihn um und säuberten ihn von der grauen Maske. Da war er tot gewesen. Sie hatte ihm ihr Tuch über das Gesicht gedeckt.

Ob der Regen ihn wohl schon sehr durchnäßt hatte? Sie sah noch immer seine Stiefel, sie lagen so gerade nebeneinander. Sie konnte nicht weinen — warum konnte sie nicht weinen?

Sie hatte sich jetzt aufgesetzt, die Knie hoch hinaufgezogen — hielt sie mit ihren Armen umschlungen. Sie wandte dem Fenster in den Rücken. Wieder kehrte die Schwalbe zurück und fegte dicht vor ihr den Boden mit ihren Flügeln.

Langsam begann die Dämmerung aus allen Ecken zu wachsen. Das Heu duftet noch stärker. Iris sah auf den Revolver, der neben ihr lag. Er hatte dem Vater gehört. Der Lauf blinkte wie dunkles Silber. Er lag da wie ein fremdes gefährliches Tier. Sie nahm ihn auf. Sie fror bis in die Fingerspitzen. Die dunkle runde Mündung schien sich zu erweitern. Die Sinne des Mädchens verwirrten sich — weiter wuchs die Höhlung — es war der Mund des Todes, der gierig offen stand nach seiner Beute.

Wieder kam die Schwalbe aus dem wachsenden Schatten und flog — selber ein Schatten — an ihr vorüber, streifte sie mit ihren Federn.

Der Mund des Todes stand offen — eine dampfende, schnappende Höhle, die ihr Opfer wollte.

Iris stand auf — wie gezogen. Ihr Kopf schmerzte zum Zerspringen. Ihre Augen brannten. Der Tod lag auf der Landstraße — am Grabenrand. Mit starr ausgerichteten Stiefeln lag er im strömenden Regen. Der Tod war um sie, griff nach ihr.

Und wieder wehte es heran in schrägem Flug. Iris schrie hell auf. Ihre Hand umklammerte den Revolver. Ein Schuß knallte — rasselte von den fernen Enden der Scheune wieder. Leise sank etwas zu Boden.

Die Stalltür wurde zugeworfen — Schritte eilten die Leiter herauf. „Iris, Iris!"

Christian lief zu der schattenhaften Gestalt, die auf dem Boden zusammengesunken war. Er kniete neben ihr. Sie hielt in der Hand ein grauenhaft zerfetztes Etwas.

„Christian — o Christian!" Sie sah ihn jammervoll an. Plötzlich begannen ihre Augen zu weinen. Ohne daß sie es zu merken schien, löste sich eine Träne nach der anderen und rollte über die schmalen, blassen Backen. Leise nahm Christian ihr das vernichtete Leben des Vogels aus den Händen.

Fische verraten ihre Geheimnisse.

Von Hermann Petersen.

Alljährlich im Herbst pflegen die verschiedenen Gesellschaften und Institute, die sich das Studium der Hochseefische zur Aufgabe gemacht haben, einen bestimmten Zweig ihrer Tätigkeit abzuschließen: die Kennzeichnung der Fische. Ganz ähnlich nämlich, wie man Zugvögel „beringt", um mittels dieser Markierungen an den später wieder eingefangenen Tieren Aufschlüsse über ihre Wanderungen, ihr Alter und ähnliches zu erhalten, geschieht dies in Deutschland wie in England, Holland, den skandinavischen Staaten in wachsendem Maße auch bei den stummen Bewohnern des Meeres.

Diese Kennzeichnung verfolgt sowohl wissenschaftliche als auch wirtschaftliche Zwecke. Man ermittelt durch sie die Schnelligkeit des Wachstums der Fische, die Richtung und Ausdehnung ihrer Wanderung von einem Meeresteil zum anderen und die sich für die Hochseefischerei ergebenden Aussichten. Die Tiere werden von besonderen Dampfern aus mit Netzen gefangen und in einen an Bord befindlichen Behälter mit fließendem Seewasser gebracht. Dann erfolgt die eigentliche Kennzeichnung, indem zwei Ebonit-Plättchen, deren eines einen Buchstaben und eine Nummer trägt, mittels eines feinen Silberdrahtes in dem fleischigen Teil des Fischkörpers befestigt werden. Plattfische tragen diese Scheiben an der linken Seite, Rundfische wie Kabeljau und Lachs am Rücken, an der Schwanzflosse oder durch die Kiemen. Durch Aussetzung bestimmter Belohnungen für die Einlieferung derart markierter Fische weiß man das Interesse der Besatzungen der Fischdampfer zu wecken, so daß ein erheblicher Teil seinen Weg zu den betreffenden Instituten zurückfindet.

Auf diese Weise hat man gerade in den letzten Jahren bemerkenswerte Aufschlüsse über die Lebensgewohnheiten vieler Seefische erhalten. Wir wissen z. B. heute, daß die Scholle im großen und ganzen wenig zu größeren Ortsveränderungen neigt, daß einzelne Angehörige der Art aber doch weite Reisen machen. So wurden zwei bei Blackpool an der englischen Nordwestküste ausgesetzte Schollen sechs Monate später bei Irland wieder gefangen; sie hatten über 200 Kilometer in dieser Zeit zurückgelegt. Allerdings sind dies Ausnahmen. Denn im ganzen scheint die Scholle recht empfindlich gegenüber Änderungen in Temperatur und Salzgehalt des Meerwassers zu sein.

Da die Fische vor der Markierung und nach der etwaigen Wiedereinlieferung sorgfältig gemessen werden, lassen sich leicht wichtige Anhaltspunkte über die Schnelligkeit ihres

Wachstums gewinnen. So hat sich ergeben, daß z. B. Schollen nur im Sommer an Größe zunehmen. Das Wachstum ändert sich aber bei einem Wechsel der Umgebung. Beispielsweise hat sich feststellen lassen, daß junge, im deutschen oder holländischen Wattenmeer gefangene und nach Kennzeichnung bei der Doggerbank wieder ausgesetzte Schollen bedeutend schneller wachsen als die in den heimischen Gewässern zurückgebliebenen.

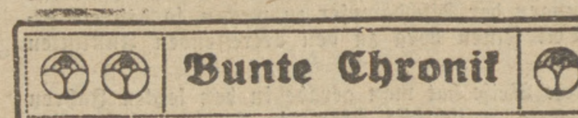
Die der Scholle nahe verwandte Flunder bevorzugt ungleich jener brackiges Wasser und wandert nicht selten die Flüsse beträchtliche Entfernungen hinauf. Als Laichplätze dient ihr aber, wie deutsche und holländische Forscher mittels ausgedehnter Kennzeichnungen nachgewiesen haben, die offene See. Dieser Fisch kehrt nicht immer in die Flüsse, in denen er zu Kennzeichnungszwecken gefangen wurde, zurück, wie dies der Lachs zu tun pflegt; darin liegt aber nichts Auffallendes, da die eigentliche Heimat der Flunder eben die See ist.

Besonders weite Wanderungen unternimmt bekanntlich der Aal. Seit einigen Jahren wissen wir, daß dieses Tier an der anderen Seite des Atlantik, im Golf von Mexiko und in den westindischen Gewässern, zu laichen pflegt. Man hat auch die Reisegeschwindigkeit von ausgewachsenen Aalen nach ihren Laichplätzen messen können; sie beträgt durchschnittlich 15 Kilometer täglich. Ein in Tvarminne in Finnland am 15. August gefangener und markierter Aal wurde am 16. November desselben Jahres an der Ostküste Jütlands wieder gefangen. Er hatte in drei Monaten über 1200 Kilometer zurückgelegt.

Auch der Lachs hat wertvolles Material über das Verhalten der Fische geliefert. Die Tiere pflegen im zweiten Jahre von den Flüssen aus, in denen sie zur Welt kamen, die Wanderung nach der See anzutreten und können dann bequem gekennzeichnet werden. Dieser Fisch kehrt unweigerlich, von einem bewunderungswürdigen Ortssinn geleitet, nach Ablauf wenigstens eines Jahres in den heimatlichen Fluß zurück. Von 5500 im Tay gefangenen und gekennzeichneten zweijährigen Lachsen wurde nicht einer im selben Jahre wieder gefangen, dagegen 43 im nächsten Jahre und diese sämtlich im Tay.

Obwohl runde Fische wie der Kabeljau oder Dorsch erheblich schwieriger zu kennzeichnen sind als die schmaleren Arten, hat man auch bei ihnen teilweise gute Erfolge erzielt. Die Schwierigkeiten liegen darin, daß bei einem zu schnellen Heraufholen des Fisches aus größeren Tiefen seine Luftblase sich plötzlich ausdehnt und infolgedessen der gekennzeichnete Fisch, wenn man ihn wieder dem heimischen Element übergibt, nicht sinken kann und hilflos an der Wasseroberfläche treibt. Von 301 in der Nordsee markierten Kabeljaus wurden 181, mithin 60 v. H., wieder gefangen, und zwar durchweg in der Nordsee und nahe dem ersten Fangplatz. Man darf daraus schließen, daß der Kabeljau nicht zu Wanderungen neigt.

Diese Markierungsversuche liefern nebenbei einen recht interessanten Beweis dafür, mit welcher Gründlichkeit die Nordsee ausgefischt wird. Nach mehrjährigen Beobachtungen konnte festgestellt werden, daß 25 bis 30 v. H. der gekennzeichneten Fische zum zweiten Male ihren Weg in das Netz des Fischers fanden, gelegentlich stieg dieser Anteil selbst auf 40 v. H. Daß, wie oben im Falle des Kabeljaus, gar 60 v. H. wieder eingefangen werden konnten, muß allerdings wohl als Ausnahmefall bezeichnet werden.

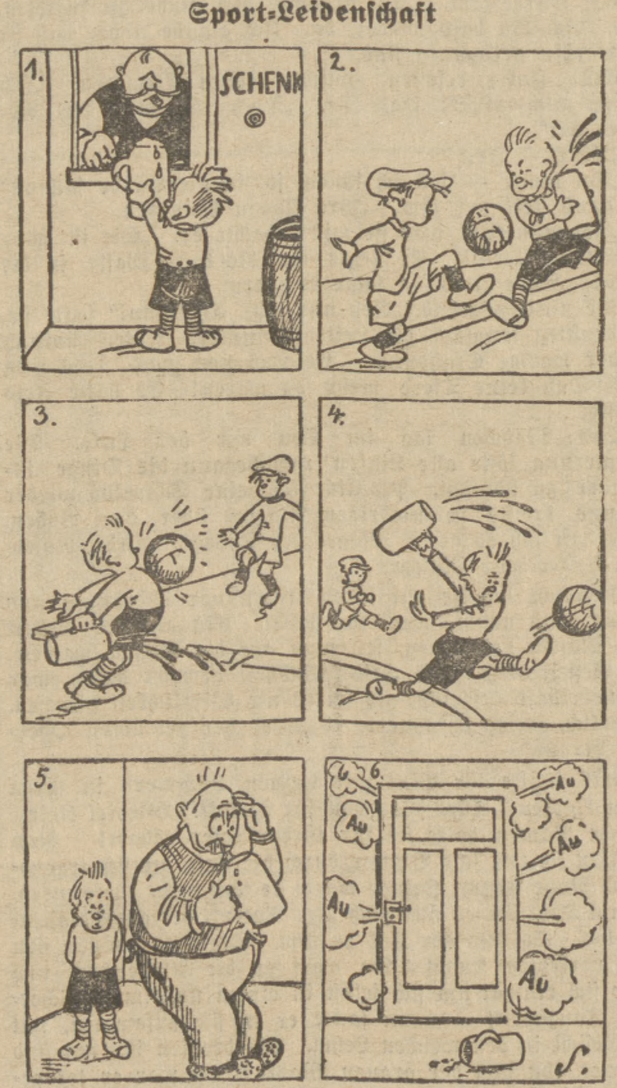


Vom Bund der Lebensretter.

Deutschland ist bekanntlich das Land der Vereine zu allen möglichen Zwecken und Zielen. Aber einen Verein gibt es, der sich rühmen kann, wirklich etwas Besonderes zu sein, und das ist der Verein der Inhaber der Rettungsmedaille in Bremen, der auch „Bund der Lebensretter" heißt und dessen Protektor kein anderer als Hindenburg ist. Der Verein hat dieser Tage sein 30jähriges Jubiläum gefeiert. Niemand kann bei ihm Mitglied werden, der nicht mindestens einmal einen Menschen mit eigener Lebensgefahr vom Tode errettet und dafür die Rettungsmedaille erhalten hat. Das jüngste Mitglied des Vereins der Lebensretter ist ein junges Mädchen, das im Alter von dreizehn Jahren eine Frau vom Tode des Ertrinkens errettet hat. Erst vor ganz kurzer Zeit ist ein 72jähriger Mann Mitglied geworden, der ebenfalls einen Ertrinkenden gerettet hat. Den Rekord in jeder Beziehung hält der Leuchtturmwärter Rinhof, der im vorigen Jahre mit 79 Jahren einen leichtsinnigen Schwimmer kurz vor dem Versinken aus dem Meere geholt hat. Die Zahl seiner Rettungstaten übersteigt hundert. Kapitän Mathan aus Berlin kann sich rühmen, über fünfzig Lebensrettungen vollbracht zu haben. Bei dieser Gelegenheit sei darauf verwiesen, daß die Rettungsmedaille von Friedrich Wilhelm III. gestiftet und im Jahre 1919 abgeschafft wurde. 1925 wurde sie jedoch wieder eingeführt. Dem preußischen Vorbild sind zahlreiche andere Länder, wie Dänemark, England, Italien, Japan, Türkei, die Vereinigten Staaten und andere gefolgt.



Sport-Leidenschaft



oder: **Die Tragödie einer Maß Bier.**

*

*** Er sorgt vor.** Knirr liegt auf der Pritsche in seiner Zelle. Schlüssel rasseln, die Tür öffnet sich, herein tritt der Gefängnisdirektor: „Mein lieber Knirr, denken Sie sich das Malheur: Eben entdecke ich, daß wir Sie schon drei Wochen zu lange hierbehalten haben. Es tut mir wirklich furchtbar leid . . ."

„Is ooch weiter nich schlimm", klopft ihm Knirr gelassen auf die Schulter, „die drei Wochen ziehen Sie eben einfach das nächste Mal ab."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.